

(Nachdruck verboten.)

27)

## Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.  
(Schluß.)

Es war dumpf und stickig in der Stütte. Daniel hob einen Laden aus, mit dem die Fensterlöcher verwahrt waren. Feuchte Nachtluft strömte herein. Floslo schluckte noch einmal von dem starken Wein und kam wieder zu sich.

„Bist da, Batterle?“

„Ja, Flo, da bin ich.“

Er saß auf einem Schemel und hatte den Arm um sie gelegt. Es war still, nur zuweilen lief ein Scharren an der Stütte hin. Die Nacht ersäufte jedes Geräusch.

Daniels Stirn rührte an Floslos zartes, schwarzes Haar, das aufgelöst, in Ringeln und Locken über die rote Matratze quoll. Ihr Atem ging laut und flüchtig, dann und wann kam ein Wimmern über ihre Rippen. Aber wenn Daniel fragte, ob ihr etwas weh täte, hauchte sie: „Nein.“ Auf einmal fragte sie:

„Batterle, ist's auch gewiß wahr, daß ich kein Kesselflickerkind bin?“

„Ned keine Dummheiten,“ antwortete er.

Nach einer Weile wurde das Kind unruhig. Angstvoll warf es sich hin und her, das Näsle wurde spitzer, die Augen noch größer, es fuhr mit den Händen krampfhaft umher. Noch einmal gab er ihm von dem starken Wein.

Er sah es hingehen und auslöschten und suchte alles andere zu vergessen. Aber er brachte keine Ordnung in seine Gedanken. Das Kind und der Brand, der Kampf mit der Gemeind und um den Besitz, alles wallte und kochte in ihm, und er stöhnte und stieß wilde Worte heraus, die kein Echo fanden.

„Batterle,“ es hatte ein ganz helles Stimmchen, Mama Louise ist meine rechte Mutter, gelt?“ fragte das Kind mitten in seine Gedanken.

„Ja.“

„Und hernach bis Du mein rechter Vater.“

Da streckte er langsam die rechte Hand aus, über das Kind weg, daß die Finger auf seiner kleinen, fliegenden Brust lagen und sagte mit lauter, feierlicher Stimme:

„Bist ganz ruhig, Florence, laß die Lumpen reden: Du bist unser rechtes Kind, unser eigenes. Gespürst Du's nicht, daß dem so ist? Ganz dem Daniel Junt sein Kind! Der Herrgott im Himmel soll's hören, daß Du unser Kind bist.“

Seine Hand zitterte nicht, er wartete trozig, ob ihn einer einen Lügner hieß, als er so sprach. Aber die Nacht blieb ohne Antwort.

Floslos bandagierte Hände suchten sein Gesicht.

Und es war sein Kind, wenn sie es auch auf dem Scheitelholz unter dem Dächlein gefunden hatten, in einen roten Schalfetzen eingewickelt, von einer hingelegt, die über die Berge gestrichen war. Irgend ein fahrendes Weib, das seine Kinder wie der Kuckuck in andere Nester legte.

Sie hatten es aufgezogen, ihm den Namen und alles gegeben, er hatte es geschüttelt, wenn es ungattig war, und es war groß geworden und hing ihm an und hatte keinen anderen Vater.

Zust wie das Haus, die Ferne und die Herberg, die die Junt von der Gemeind hatten. Die war auch sein wie das Kind da, das nicht in ihrem Bett geboren, aber darin warm geworden war. Die Ferne und das Kind.

Und auf einmal packte ihn eine wilde Verzweiflung, er fühlte, daß ihm das Kind unter den Händen wegstarb; er wollte, er mußte es behalten. Herrgott, er war keiner von denen, die schnell das Wasser in den Augen und ein weiches Herz hatten, aber das Kind, das er seiner Louise zulieb angenommen hatte, war ihm wie ein eigenes. Er gab's nicht her, da hatte ihm keiner dreinzufahren, er gab's nicht her. Wenn das Kind nicht sein war, dann hatte er auch kein Recht auf den Florimont. Florence! Nach dem Berg hatte Louise sie taufen lassen. Und nach dem Berg hieß auch der Hof. Das war alles e i n s.

Er riß ein Stück von seinem Ärmel ab und tränkte es mit Wein, legte es Floslo auf die Stirn und gab ihm noch einmal zu schlucken. Das Kind war nicht mehr recht bei sich,

seine Augen waren ohne Blick. Die Petrollaterne brannte nieder; schon glühte der Docht und schlug ängstlich mit dem Rauchschwänzchen um sich.

Stunden vergingen, das Licht war erloschen. Er sah das Kind nicht mehr, und seine harten Hände hatten nicht genug Gefühl. Da legte er seine Hand an Floslos Gesicht. Es war noch Wärme darin, der Atem flog, setzte aus, stieg rasselnd aus bei Brust und sank wieder in die Tiefe, wo das Herz dumpf gegen die Rippen schlug.

Wenn Daniel ein Zündholz anstrich, um das Kind wieder einmal zu sehen, zuckten seine Lider.

Die Nacht lag schwer und feucht über den Bergen, zögernd wich die Finsternis einem grauen Schimmer.

Da sagte Floslo mit deutlicher Stimme:

„Hörst Du's, Batterle?“

Und dann auf einmal ein leiser Schrei, angstvoll, wie weit her, ein Säumen und Schlagen.

Er riß es in die Arme:

„Floslo, Floslo, was machst? Still, es geht vorüber, Floslo!“

Alle Kraft strengte er an, das schlagende Kind zu halten, als hielte er es so gegen den Tod, der es ihm wegreißen wollte.

Da lösten sich auf einmal die starren Glieder, ein röchelnder, glücksender Seufzer, ein Schüttern, schwer lag's ihm im Arm. Schon war's ihm, als hätte er es behalten, und der andere es fahren lassen, da wurde es ihm jählings klar, daß er verspielt hatte.

Er hielt den schlanken Leib noch fest umfaßt, ganz fest, alle Muskeln gespannt; aber auf einmal würgte ihn ein rauhes Schluchzen. Mit dem Kind in den Armen ging er in dem finstern, hallenden Raume auf und ab, hin und her, er wußte nicht wie lang, und bis in die Kehle stieß ihn das wilde Herz. Dann legte er das tote Maidle wieder auf die Matratze, deckte es zu und saß neben ihm bis in den grauen Morgen.

12.

Es war heller Tag, als die Catherine an die Tür klopfte. Lange klopfte sie vergebens und nannte ihren Namen. Endlich zog er den Riegel.

„Jesus Maria!“ schrie die Magd und prallte zurück vor seinem verwüsteten Gesicht mit den roten Augenlidern und dem verzogenen Mund. Er war noch in Hemdärmeln; von dem einen fehlte die Hälfte, und der nackte, sehnige Arm stach heraus.

„Hol ihm's geweihte Wasser, es ist zu Ende,“ sagte er heiser.

Da weinte die Catherine dicke Tränen und ging zu dem Kind hinein. Breit lief eine mattgelbe Sonnenbahn über die Schwelle zu der Matratze, auf der Floslo lag. Sein wachsgelbes Gesicht war das eines Schlafenden. Daniel hatte ihm das Kinn gestützt; die Augäpfel schimmerten kaum durch die langen, schwarzen Wimpern. Die Hände in den weißen Binden waren in den Falten der Decke verborgen.

Daniel hatte sich nicht umgedreht, als die Magd hineinging und vor dem Bett auf die Knie fiel. Er ließ sich schwerfällig auf die Balken nieder, die sie gestern hier unter dem Bordach aufgestapelt hatten, und starrte über die tauschillernen Matten. Ein purpurroter Ball schwebte über dem Schwarzwald, die Sonne stieg auf.

„Herr,“ schluchzte die Catherine, „Herr Daniel?“

„Was gib't's?“ fragte er tonlos.

„Daß ich die Ned nicht vergess, die Kommission vom Gericht sei unterwegs. Die Lalie hat's vom Postbot.“

Er antwortete nicht und blieb sitzen, die Ellbogen auf die Schenkel gestemmt, die Hände zwischen den Knien gefaltet.

Sie sah auf seinen braunen Nacken und das buschige Haar. Im losen Hemd arbeitete die nackte Brust. Die Catherine hatte schon geschafft seit dem ersten Morgenlicht, war um die Käshütte gestrichen wie ein verrirrtes Huhn und dachte an nichts anderes. Jetzt ging sie hinüber zu dem Verschlag, wo die gerettete Fahrhabe eingestellt war, und kam mit einer Jacke und einer Weste zurück.

Dem Herrn sein Kasten ist noch trocken unter dem anderen gelegen,“ sagte sie und hielt ihm die Kleidungsstücke hin.

Der eichene Schrank mit den eisenbeschlagenen Türen hatte dem Feuer, dem Sturz und dem Wasser widerstanden. Daniel sah auf. Es war ein schwarzer Rock und sein Luchgilet.

„Gib, und wenn's ander auch noch heil ist, so leg ich mich an,“ antwortete er, als wäre nichts geschehen.

Sie holte ihm, was fehlte. Er ging hinein und kleidete sich an. Als er wieder heraustrat, erschien sein Gesicht noch einmal so fahl über dem schwarzen Rock und dem weißen Hemd. Aber er trug den Kopf noch hoch, er war noch der alte.

Die Catherine lief zur Ferme Girih hinunter, und dann rannte der Hüterbus nach La Motte zum Pfarrer, die Leiche anzufagen. Die Laste kam mit den Totenlichtern und dem geweihten Stechpalmenzweig. Sie wickelten Flosse die Bandagen von den verbrannten Händen und gaben ihnen einen Rosenkranz zu halten.

Daniel hatte kurz nein gesagt, als sie das Kind in die Ferme hinuntertragen wollten.

„Da oben ist ihm gut gebettet,“ hatte er geantwortet.

Sie rückten eine Bank an die Tür, deckten weiße Leinentücher und ein Maträglein darauf und bahrten das Kind auf. Die Kerzen flackerten im Luftzug. Die Catherine betete laut, und auf einmal kam der Bello, der gestern mit dem Vieh und dem Sepple nach La Motte hinunter war, vom Brunnen hergeschlichen und kroch unter die Bank. Hier blieb er liegen, die Nase zwischen den Pfoten und ohne einen Laut zu tun.

Eine Stunde darauf knallte vom Wald eine Peitsche.

Die Laste war wieder zur Ferme hinunter. Daniel war mit der Nagd allein.

Die Catherine sah über das Kind weg die Straße hinab.

„Es ist Monsieur Grosjean,“ sagte sie, und ein freudiger Klang war in ihrer Stimme.

Daniel zog die Brauen zusammen. Den hatte er ganz vergessen, und das Berthele und — jetzt staunte er selbst — den Léon.

Der Wagen hielt an der Brandstelle. Grosjean blieb eine Zeitlang sitzen und schaute starr auf die Ruine des Gastwirthshauses. Lamentabler hätte es nicht aussehen können. Die niedrige Kaskütte stand noch, vom Haus noch ein Stück, mit gähnenden Fensterhöhlen, aufgerissenen Mauern. Man sah in den Saal, wo das alte Klavier ausgeweidet auf dem Boden lag, die Beine geknickt, die Saiten ausgeschüttet.

Daniel ging ihm entgegen, langsam, mit schweren Knien.

„Guten Tag, Monsieur Grosjean!“

Da erhob sich der alte Herr und stieg schwerfällig aus dem Break.

„Der Telegraph hatte mich avisirt.“

Stumm stiegen sie zur Hütte hinauf.

„Mein Gott, was ist das?“

Grosjean blieb erschüttert stehen. Der Hund knurrte leise.

„Meine Tochter,“ antwortete Daniel rauh und zupfte die Dedo zurecht, die sich verschoben hatte.

„So ein Unglück!“ murmelte Grosjean und zog mit gitternden Fingern den Hut.

Daniel stand stumm, mit verbissenen Zähnen zur Seite, den Blick unverwandt auf das wächserne Gesicht gerichtet.

Endlich fuhr sich Grosjean mit der Hand über die fahle Stirn, als müßte er sich von dem Bild losmachen. Er schaute sich suchend um. Da wies Daniel über die Bahre in die dunkle Kaskammer:

„Bitte, Herr Grosjean, dort können wir reden.“

Grosjean zögerte.

„Es hört uns nicht,“ sagte Daniel, und ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund.

Grosjean sah es, und ihn fror. Er ging an Flosse vorüber in die Hütte und so weit hinein, als er konnte, bis zu der Feuerung und den Kesseln. Daniel war ihm schweigend gefolgt. Er rückte ihm einen Schemel, aber Grosjean blieb stehen, den Hut in der Hand, im Mantel, mit einem bekümmerten Ausdru in dem blaffen Gesicht.

„Nadann, das Haus ist niedergebrannt. Von Eurer Fahrhabe bleibt so gut wie nichts.“

„Ja.“

Er schwieg eine Weile, dann griff er sich plötzlich an die Stirn:

„Daniel, Daniel! Was habt Ihr angerichtet! Ich hab's gewußt, wie die Depesche kam, und das Berthele aufschreit und den Léon nimmt und ins Schlafzimmer rennt und das Nettele zu lamentieren anfängt. Daniel, darum habt Ihr mir die Affekuranz aufgekündigt. Unten im Dorf reden sie

vom Galgen, und das Gesetz, das spricht von Zuchthaus. Ihr habt Euch ruiniert. Daniel, ist's denn möglich!“

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Stimme war laut und lauter geworden, er vergaß den Ort und die Leiche und alles.

Daniel blieb unbewegt.

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt, Monsieur Grosjean. Die Affekuranz, die hab ich gekündet, weil mich die Gemeind in den Dreck gesetzt hat. Gut, hernach soll sie zahlen. Was sie reden in La Motte, das macht mir nicht heiß und nicht kalt. Und das Berthele — seine Stimme schwankte einen Augenblick — das Berthele, dem hat's geträumt.“

Grosjean trat dicht an ihn heran.

„Daniel, ich bin jetzt dem Berthele sein Vater und der Freund vom Josef Junt und Eurer auch. Ihr wißt, um was es geht. Also Hand aufs Herz: was wißt Ihr von dem Brand?“

„Was ich weiß? Ich weiß, daß es hat sein müssen, daß er weggefressen hat, was im Weg war. Was die Gemeind mir abdekretiert hat, das hat das Feuer mir zugesprochen.“

„Also, es ist so? Ihr seid schuld?“

Er stöhnte laut auf.

„Schuldig? Was ist das für ein Pfaffentwurf! Mein Sach ist's. Sie haben mir mein Recht verwehrt. Ich hab's mir genommen.“

„Daniel, Ihr wißt ja nicht, was Ihr redet! Ihr habt ein fremdes Haus angezündet. Ueberlegt doch! Ihr seid ein Brandstifter!“

„Was bin ich? Ein Brandstifter?“ schrie Daniel Junt und vergaß die Tote und den Rest, lachte wild auf und schlug mit der Faust auf den Kupferkessel:

„Daß ich nicht lach!“

Und dann auf einmal ruhig:

„Das ist mein Sach, Monsieur Grosjean, das versteht Ihr nicht.“

„Sagt das dem Gericht,“ antwortete Grosjean, „und Ihr werdet sehen, was Euch der Staatsanwalt antwortet.“

„Ich pfeif auf das Gericht!“

„Daniel! — er faßte seine Hand — „Daniel, um Gottes willen, rettet Euch! Geht über die Grenze.“

Da hob Daniel den Kopf:

„Das mit dem Gericht, das glaub ich nicht. Das tun sie nicht, die in La Motte. Sie sollen's mir beweisen!“

„Die Untersuchung ist im Zug, Daniel. Sie kommen heut noch. Und wenn Ihr unter Verdacht steht, so legt der Gendarm die Hand an Euch.“

„Der Gendarm?“

Mit einem Satz sprang er zurück. Seine Adern schwellten, seine Zähne knirschten.

„Der Gendarm und ins Loch! Dummheit!“

Er wischte mit der Hand durch die Luft, als müßte er etwas weggagen.

„Daniel, ich weiß von nichts, als was mir das Berthele gesagt hat, und der Léon ist ihm wie ein eigenes. Ihr seid kein Verbredrer, ein Verwirrter, aber das Gericht sieht Euch das nicht nach. Und Ihr, ich kenne Euch, ich kenn Dich doch, Daniel, Du sagst: „Sie sollen's mir beweisen,“ aber wenn's drauf und dran geht, so trumpfst Du auf und bringst das vor, was Du Dein Recht nennst, und dann haben sie Dich im Seil. Rette Dich, ich bitt Dich, denk an den Pub! Wenn sie Dich ins Gefängnis, nein, schlimmer, ins Zuchthaus stecken — denk doch, Daniel!“

Nach einer Pause hob Daniel den Kopf und sah Grosjean in das nervös zuckende Gesicht.

„Ich hab's gehalten wie mein Haus. Ich hab geschafft, wie mein Vater festig, bis es zu eng geworden ist. Wir sind der Gemeind angelegen seit Jahr und Tag, und ein Blinder hat's können greifen, daß es notwendig ist. Und wie ich's gehalten hab, so ist's mein Recht gewesen, das ich gefordert hab von der Gemeind. Sie hat sich drum gedrückt. Es kommt niemand zu Schaden, auch der Soldadler nicht. Wo ist da ein Unrecht?“

Da fragte Grosjean leise:

„Und das Kind da an der Türe?“

Er wollte antworten, aber er fand nicht gleich das richtige Wort und murmelte nur für sich:

„Das Kind ist wie das Haus. Keines mehr und beide mein.“

Ein trockener Kiesel kam ihm in die Kehle, ein Ekel drehte ihm plötzlich das Herz um.



und wir bewegten uns so schnell, wie es gehen wollte, jedenfalls leichter, als wir herabgekommen waren, nach oben. Wie ich aus dieser Höhle herausstieg, war ich nicht mehr erkennbar. Der Rauch hatte mich in einen Nezer verwandelt. Meine Kleider waren durch die Einwirkung der Dämpfe und von der Flamme versengt. Entkräftet warf ich mich der Länge nach zu Boden, um von der gewaltigen Anstrengung auszuruhen. Der Tag brach an, und nach und nach erhellte sich der Horizont. Es ist ein zauberisches Schauspiel, die Sonne auf dem Besud aufgehen zu sehen. Das Brachtvolle der Aussicht, welche sich dabei dem Beschauer entfaltet, läßt sich nicht beschreiben.“ —

**Theater.**

**Freie Volkshöhne. Carl Weiß-Theater. „Egmont“.** Trauerspiel in 5 Akten von Wolfgang Goethe. Musik von Beethoven. — Es ist bezeichnend, wie Goethe die Geschichtstragödie behandelt. Schiller vergrößert den Menschen, stellt ihn als Träger historischer und politischer Ideen hin. Die Wirklichkeit tritt zurück. Menschen, wie sie sein sollen, Goethe, wie sie wirklich sind. Schiller führt sie uns in den Höhepunkten ihres Daseins, an entscheidenden Wendepunkten vor, und der Charakter, die Notwendigkeit des Handelns offenbart sich in ihnen. Goethe mischt die Lebenslinien zu einer weichen, zarten Harmonie, der man in jeder Phase die tiefe Lebenserfahrung, das mitfühlende Betrachten des innerlich erlebenden Dichters anmerkt. Goethe überschaut das Leben und erlebt es doch in jedem Augenblick in kindlichem Geist, der das Wesen des Alls erlauchtet, neu. Goethe versteht Alba so gut wie Egmont, Oranien so gut wie Klärchen und gibt jedem gerecht sein Teil. Für Schiller war dieser Egmont, der sich sogar vor dem Tode fürchtet, weil er das Leben liebt wie die Sonne, einfach ein gewöhnlicher Mensch, und er vermischte das Groß-Tragische an ihm. Goethe empfand das Menschliche dieser Stellungnahme. Der historische Egmont hat nicht alle die Züge, die Goethe ihm lieh. Goethe gab ihm eigene Züge. Dieses trunken Lebensvolle, dieses sorglos Dahinstürmende, diese lachende glückliche Liebe zum Leben ist Goethesches Temperament. Manche dieser hinreißenden Worte (namentlich die Auseinandersetzung mit seinem Schreiber, der ihn zur Vorsicht mahnt) klingen wie Goethesche Verse, in denen er seine tiefste Lebensauffassung in so einfach und natürlich klingenden Rhythmen gibt. Die lebensvolle Frische, die über dieses Stück ausgegossen ist, macht jedes Wort lebendig. Dunkel wie ein Gewitter zieht die drohende Unterdrückung herauf. Die Wolken ballen sich zusammen, immer fürchterlicher. Und schließlich zuckt der Blitz und trifft den Sorglosen, den Menschen, den lachend Dahinlebenden. Er fällt als ein Opfer staatsmännischer Berechnung. Tiefe Stille nach diesem Ereignis. Schweigen drückt das Land. Da aber setzt der Dichter wieder ein und zeigt uns die Ueberwindung dieser Trauer. Wie Egmont das Leben liebt, fürchtet er auch den Tod nicht. „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und suchte, und der ich mich liebend opfere.“ Mit dem Hinweis auf diese befreiende Tendenz schließt das Stück. Die Ahnung, daß das Volk seine Rechte wahrnen wird, klingt hinein. Sie gibt dem Ganzen den großen, unerbesslichen Hintergrund, von dem sich das Einzelschicksal plastisch abhebt. Und hier findet Goethe wieder Worte, die wie Sturm dahinbrausen und wie die Sonne leuchten. Egmont wird zum Tode geführt, und dennoch empfinden wir sein Schicksal als Lebensbejahung. Beethoven hat richtig gefühlt, als er der Schlussscene den Charakter heiteren, jubelnden Frohlockens gab. So mündet das Einzelschicksal in den Strom des großen Geschehens ein, in dem es freudig untergeht. Das Ensemble fügte sich gut zusammen. Nur Adolf Klein jun. fiel allzusehr heraus. Adolf Klein selbst stellte einen Alba hin, der aus einem Guß war. Auch der Egmont des Emilie Kühne genügte, besonders an den temperamentvollen Stellen gelang es ihm, zu überzeugen. —

**Musik.**

Richard Heuberger (geb. 1850) waltet in Wien seit längerer Zeit als mehrfacher Chorleiter, Lehrer, musikalischer Redakteur und Komponist. Neben einigen ersteren Kompositionen, einschließlich Opern, sind von ihm auch vier Operetten besetzt worden. Zwei von ihnen haben wir in Berlin bereits bekommen: „Ihre Erzählung“ von 1899 („Die kleine Erzählung“) und „Der Opernball“ von 1895; jene im Central-Theater, diese vor langer Zeit im Vorläufer des Metropol-Theaters. Nun hat das Theater des Westens die letztgenannte Operette wieder hervorgeholt und am neulichen Sonnabend als Halbpremiere gebracht, mit gutem Erfolg im inneren und äußeren Sinne.

Der Komponist darf nicht mit den Fertigern von bloßen Unterhaltungsstücken verwechselt werden. Ein Vorwärtseilender wird er darum noch lange nicht. Das Werk ist in erster Linie ein Dialogstück mit Musiknummern, nachgebildet einem bekannten Lustspiel „Die Rosa-Dominos“. Zwei Ehefrauen stellen ihre Männer durch anonyme Einladungen zu einem Opernball auf die Probe der Treue, was mit Hilfe eines dritten Rosa-Dominos zu reichlichen Verwicklungen führt. Die Erinnerung an Johann Strauß' „Fledermaus“ ist um so weniger abzuweisen, als der Komponist die bekannte Morgenraum-Stimmung dieses Stückes auch bei sich an der gleichen Stelle, im Anfange des dritten Aktes, bringt, doch ohne seine Eigenart zu verleugnen. Im übrigen kann man mit seiner künstlerischen Kraft sehr wohl zufrieden sein: er komponiert vor allem sozusagen

vernünftig, allerdings mehr lyrisch als dramatisch; Anläufe zu letzterem gehen bald vorüber.

Die Aufführung, die einen Erfolg für eine verschobene größere Premiere bilden sollte, war ersichtlich nicht ganz ausgereift. Doch es wurde, mit wenig Minderwertigkeiten, im ganzen recht gut gesungen und gespielt, zumal (wobei unsere Reihenfolge zugleich eine Kritik einschließt) von den Damen Lina Domingier (die eine Indisposition mutig überwandt), Mary Hagen, Luddy Gaston, Lucie Schulz, und von den Herren William Hagthusen und Reinhold Bellhof. Dirigierung von Hermann Büchel ebenfalls in Ehren!

**Kunst.**

es. Mit einer Reihe nordischer Künstler wartet diesmal der Kunstsalon Schulte auf. Die Ausstellung ist nicht aufregend, repräsentiert jedoch einen guten Durchschnitt. Da ist eine tüchtige Landschaftlerin Frau Anna Quist. Sie beborzugt die stillen Karbonate eines Brauns, ein sanftes Gelb. Auch ihre Bilder sind so gehalten. Mondschein im Wald, eine Herde am Abend auf dunkler Wiese, ein stiller Winkel im Hain. Eine gewisse Schlichtheit in der Durchführung, eine ehrliche Handhabung der Mittel geben diesen Bildern eine besondere Note. Kräftiger ist Fjanstad. Schnee und Wasser sind sein Element. Überall begegnen wir ihnen auf seinen Bildern. Das rosige Leuchten des Schnees gelingt ihm in der Wiedergabe gut. Er vertieft den Raum durch eine besondere Anordnung in der Komposition. Vorn hängt in das Bild ein dicker, schneeelastener Zweig. Dadurch vertieft sich der Hintergrund und erscheint lebendiger, weiter. Das Lastende, Ruhige der Schneemassen kommt gut zum Ausdruck, die stille, kalte Luft ist gelungen. Das Wasser reizt den Maler um seiner veränderlichen Erscheinung wegen. Es erscheint immer anders, je nachdem die Beleuchtung wechselt. Daraufhin sieht Fjanstad das Wasser an. Wie die Sonne im Wasser sich spiegelt, und das zuckende Element dadurch Vorbilder zu ornamentalen Entwürfen hergibt, das reizt ihn. Das Gekräusel der Wellen, die Glätte der Flächen, all das drängt unwillkürlich hin zu dekorativem Verhalten. Manche dieser Bilder machen den Eindruck einer Tapete, und wohl um diesen Eindruck nicht ausschließlich auskommen zu lassen, setzt der Maler in den Vordergrund an das Wasser noch eine nackte Figur, eine Badende. Dieses Bild ist ganz als Studie gedacht, trotzdem es sehr groß ist und genau durchgeführt ist, es besticht sich demnach auch: „Sonne sich spiegelnd auf rubigem, untiem Wasser“. Wlirt man höher, so sieht man gleich die dekorative Verwertung dieser Naturstudie. Da hängt ein Gobelin mit einem hellen Wellenmuster, dessen Wirkung frisch und lebhaft ist, und sich in seiner leichten Stilisierung besser zum Wandschmuck eignet als figürliche Darstellungen, die sonst auf Gobelins üblich. Auch ein anderes Bild, eine Birke im tiefen Abendlicht, zeigt dieses Hinstreben zum Dekorativen. Es ist nur ein Ausschnitt. Der mittlere Teil des Stammes mit von oben herabhängenden Zweigen. Von tiefem Blau hebt sich der runde Stamm und das Gewirr der Zweige ab.

Von Fritz Thaulow sehen wir einige tiefgestimmte, in Braun und Rot gemalte Landschaften aus der Bretagne. Eine alte Brücke, die hoch über den trüben, gelblichen Fluß führt. Bauernhäuser am schmutzigen Landweg. Ein wenig mahnen diese Bilder schon an Schablone, es fehlt die Frische der Anschauung, die Lebhaftigkeit der Farben, man merkt akademische Manier.

Stangenbergs karikaturistische Zeichnungen für Witzblätter haben einen gemüthlich-übertreibenden Akzent, sie reizen nicht auf, sie wollen nicht anklagen. Ueberall kehrt sich die Anekdote hervor. Allerlei Gehehenes, dessen Reiz in der Uebertreibung menschlicher, körperlicher Eigentümlichkeiten gesucht wird, verdichtet sich zu parabolischen Formen, am gelungensten sind die Porträts bekannter Persönlichkeiten.

In den anderen Zimmern hängen Bilder von Lumnizer, der Motive aus Ahrenshoop, einer kleinen Malerkolonie in Mecklenburg an der Ostsee, bringt. Leider sind seine Bilder zu grob. Die Eigenart dieser farbig interessanten Bauernhäuser, die schon öfters in der Malerei verwandt wurden, läßt feinere Nuancen zu, als Lumnizer sie sieht. Er gibt ein braunes Dach, eine blaue Wand, eine rote Tür, alles grob und deutlich und ohne malerische Feinheit. Es fehlt die Luft, die, wenn sie hier auch klar ist und die Dinge deutlich erscheinen läßt, sie doch nicht plump hinstellt.

Die Bilder des toten Stüdelberg mahnen teils an Bödlin, teils an Feuerbach. Einmal sehen wir die stille Feinheit Feuerbachscher Farbenharmonien, dann die lebhafteste Laune Bödlinischer Gestaltung. Im ganzen dennoch eine Persönlichkeit, die man achtet. Vielleicht zu wenig eigen, aber dennoch ehrlich suchend und in der Farbewahl nicht grob und effektvoll, sondern einfach und gesammelt. —

**Notizen.**

— Agnes Sorma ist fünf Jahre für das Deutsche und Neue Theater verpflichtet worden. —

— „Simplicius“, ein fünfaktiges tragisches Märchen von Friedrich Kayhler, ist bei der Uraufführung im Schauspielhause zu München durchgefallen. —